

Der erste Schnee

Autor(en): **Ulrich, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schickt dir seine Mutter mild:
 Holdesten der Engelsknaben
 Von des Paradieses Auen,
 Daß, die ihren Sohn nicht schauen —
 Arme Menschen! — dran sich laben.
 Trag ihn du zur Erde nieder
 Als das Christkind hier im Glanze
 Lächelnd unterm Sternenzranze
 Heut und alle Jahre wieder!
 (Holt das Christkindlein).

Die Nacht. Engel mit dem Christkind.

Engel.

Die den Heiland uns gebracht,
 Sei gegrüßet, heil'ge Nacht.

(Kniet vor ihr, während hinter der Szene:
 „Stille Nacht, heilige Nacht“ gespielt
 oder gesungen wird).

„Stille Nacht, heilige Nacht...“

Christkind.

Komm, Mütterchen, schnell,
 Hell machen wir, hell!

(Es gibt ein Zeichen, und die Lichter eines Christbaumes
 flammen auf. Kinder eilen jubelnd herzu und holen sich ihr
 Spielzeug. Dazu Gesang zweier Frauenstimmen:
 „Kommet, ihr Kinderlein...“).

Christkind (auf die Kinder deutend).

Sieh, wie versunken in Glück!
 Nun leise, leise zurück!
 (Engel und Christkind verschwinden).

Nacht.

Kinderstimmengeläute,
 Wie das mir die Seele erneute!
 Die einsam saß in Schmerzen,
 Sand Heimat in holdesten Herzen.
 Weiß nicht, wie mir geschah!
 (zum Tag) Mein Knabe, bist du noch da?
 Erwach, ach, laß dir berichten
 Die lieben Wundergeschichten!

Tag (erwachend).

O Mutter, wo war ich im Traume?
 In liederseeligem Raume?
 Von sanfterer Sonne erhellt
 Erbehte in Wonne die Welt.
 Ein Ahnen ewiger Liebe
 Stillte das Werkelgetriebe!
 (Aufspringend) Und bin ich nun wach,
 Der Traum geht mir nach.
 Wunderbar wird er mich stärken —
 Traum der Liebe — zu Werken!

Den Morgen andeutend verbreitet sich eine zarte Röte, in die
 der Tag mit einem Jubelakkord hineinstürzt.

Der erste Schnee.

Skizze von Anna Ulrich, Dresden.

Nachdruck verboten.

Was nur der Vater Petrus dies Jahr hatte, daß er gar nicht schneien lassen wollte? Die Engelnchen, die ihm jeden Morgen helfen mußten, das Wetter zu machen, wurden Tag um Tag mürrischer und ungeduldiger. Schon seit Wochen zogen sie mit den langweiligsten Farbtöpfen aus: grau und braun für die Federn und Matten, grau und braun für die Straßen und Wege, die Städte und Dörfer. Für die Hügel und Berge nicht minder grau und braun, nur daß hier etwas leichter gestrichen wurde, während man sie drunten im Tal von der dunkelsten Sorte recht dick auftragen mußte. Nur der Älteste und Brävste unter ihnen, der Musterengel, der immer aufs Härchen das tat, was der Vater Petrus gebot, und nie Zeit zum Lustigsein hatte, weil er immer brav sein mußte, der hatte ein kleines Tröpfchen Grün mitbekommen. Daraus sollte er an den Tannenwäldern und den Wiesen ein bißchen den Pinsel abputzen, damit sie einen grünen Schimmer bekamen. Nein, es war wirklich zu langweilig! Man durfte nicht mal die Sonne blank putzen und dann mit Hurrageschrei auf ihren Strahlen in den Himmel zurückkrutschen, daß auf Erden die Menschen darob erwachten. Der Vater Petrus malte einfach ein paar weiße oder gelbe Striche auf den grauen Himmel, um den Leuten drunten zu zeigen, daß die Sonne aufgegangen war. Am allerschlimmsten war es an den Tagen, da die ganze Schar im Himmel bleiben mußte, um riesige Haufen grauer Baumwolle zu zupfen. Damit es schneller gehe, ließen die Engel oft ganze Klumpen unzerzupft auf die Erde fallen, und die Menschen ersticken dann beinahe in dem dicken Nebel...

Am Freitag vor Onkel Nikolaus' Namenstag war wieder Zupftag. Man schimpfte und murrte allgemein und fest (der Musterengel war nicht dabei, weil er Vater Petrus helfen mußte, den Kuchen zu backen zum Namensfest). Schon zum dritten Mal sollte Nebel sein in dieser Woche! Jetzt wurde gestreift! Die Hölerei machte man nicht länger mit. Ob man öfentlich rebellieren oder einfach sich weigern sollte, beim Wetter-

machen zu helfen? Großes Gerede, Gerufe, Durcheinander, Gelächter — denn eine Revolution ist doch eigentlich was Feines, — da übertönt plötzlich ein Hurragebrüll den ganzen Tumult. Das Engel-Rosinchen, das immer Ideen hat, hat dem Nachbarn einen Plan entrollt, den man prachtvoll findet. Sie gibt ihn nun auf allgemeines Drängen der Gesamtheit zum besten. Morgen früh, wenn Vater Petrus dem Onkel Nikolaus gratulieren geht, wird in das Hüttchen eingebrochen, in dem die Frühlings- und Sommerfarbtöpfe stehen. Jeder soll sich soviel Töpfe um den Leib binden, als er nur kann, und dann zieht man schleunigst los, um die Erde mal nach eigenem Geschmack zu bemalen. Der Jubel über diesen Vorschlag war riesig. Ein paar zarte Gewissen, die Einwendungen erheben wollten, wurden als Duckmäuser und Spielverderber angefahren und mußten schweigen. Man zupfte den Rest der Baumwolle mit solchem Eifer, daß sie wie ein Schleier hoch in der Luft schwebte und die Menschen sagten: „Der Nebel geht in die Höhe; ob das Sonnenschein oder Schnee bedeutet?“

Am nächsten Morgen wurde der Plan in Stille und Eile genau nach Verabredung ausgeführt. Die Farbhüttchen waren geplündert, ehe noch der Mond und die Sterne von ihrer nächtlichen Arbeit zurückkehrten. Unterwegs verhandelten die Engel, ob der Mond eigentlich böse dreingeschaut oder verschmigt gelächelt habe, als man eilig vorbeihuschte; aber auf der Erde war keine Zeit mehr zum Schwätzen. Jeder lief mit seinen Farbtöpfen herum, so schnell er nur konnte, und malte und pinselte und schmierte nach Herzenslust. Die Wasserengel, die im Frühjahr und Sommer von der blauen Farbe in die Seen und Flüsse gossen, hatten die Rosentöpfe erwischt und bemalten damit die Tannen im Walde, daß sie rot und gelb und zartrosa dastanden. Das Wiesen- und Waldgrün schütteten ein paar andere über die ganze Stadt, daß sie ausah, als hätte sie sich über Nacht mit Grünspan bezogen. Das Ackerfeld des Sommers verwendeten sie für die Wiesen, und mit Städte-

grau und Wolkenweiß malten sie fabelhafte Blumen hinein, daß das Ganze recht modern, aber nicht gerade schön wurde. Jeder Hügel bekam einen Gürtel von Morgenglanz und die Berge eine mohnrote Mütze mit einer Quaste aus Gartenbunt.

Als alle Töpfe leer waren, kehrten die Engel schleunigst in den Himmel zurück und begannen, als ob nichts geschehen, die Betten der Sterne zu machen. Diese kamen eben müde zurück und wollten sich nun schlafen legen. Vater Petrus aber hatte sich beim Nikolaus etwas versäumt und eilte, das Wettermenü zu bestellen. Wolkenzupfen sollte es geben — er hatte keine Zeit mehr, sich lange zu bestimmen. Da gewährte er auf einmal durch eine Wolkenpalte die Farbengeschichte auf der Erde und traute seinen Augen nicht. Als er die Wolke etwas zurückschob und das Bild daselbe blieb, da bekam er einen heillosen Schreck. Wer es auch gewesen, man hatte ihm einen Streich gespielt, während er beim Onkel Nikolaus etwas gar lange plauderte, und auf ihn würde die Geschichte zurückfallen, da er die Verantwortung für das Wetter auf Erden trug. Zu seiner Beruhigung merkte er, daß alle Leute noch schliefen; denn kein Licht brannte, und kein Schornstein rauchte. Nur aus dem Pfarrhaus stieg ein Räuchlein, und ein Lämpchen flackerte hin und her. Also schnell gehandelt, den großen Schneefack her und die Kleferei mit Schnee zugedeckt! Die Engel mußten den ganzen Vormittag schütteln helfen und machten dazu Gesichter, als empfänden sie die Strafe aufs schmerzlichste. Aber heimlich triumphierten sie, weil ihr Streich so fein gelungen war. Schneien taten sie gern, und wenn es

auch schade war, daß ihr Phantasiegemälde so rasch zerstört war, so sah es doch nachher hübsch blank und sauber aus auf der Erde ...

Die Pfarrlies war die einzige, die den Farbenstreich der Engel gesehen hatte. Als sie das Fenster öffnete, um ihrem Feuer mehr Zug zu verschaffen, gewährte sie beim letzten Lächeln des Mondes die kunterbunte Pracht. Sie wurde davon, so spät im Jahr, höchlichst in Erstaunen gesetzt; als aber, eine Stunde später, der Herr Pfarrer mit seiner Familie zum Frühstück erschien, da war alles schon zugeschnitten, und keiner wollte glauben, was die Lies erzählte. Doch am Nachmittag mußte der Herr Pfarrer über Land gehen, um einen Kranken zu besuchen. Da gewährte er am Waldesrand ein kleines Tannenbäumchen, das über und über voll bunter Farben war. Daran hatten die Engel ihre Finger abgestrichen, wenn sie von Farbe so klebrig waren, daß sie sie nicht mehr rühren konnten. Zwei große Tannen hatten über dem Bäumchen ihre dichten Äste vereint, daß der Schnee vom Himmel es nicht erreichen konnte. Der Pfarrer merkte sich die Stelle wohl, und als Weihnachten kam, schickte er seinen Knecht in den Wald, das Bäumchen zu holen. Am Abend besteckte er es mit brennenden Lichtern und sagte zu seinen Kindern, die es voll Erstaunen und Entzücken besahen: „Meine Kinder, behaltet den Schein des Christbaumes in euern Herzen euer ganzes Leben lang und vergeht nie, daß die Liebe, deren Fest wir heute feiern, noch wunderbarer ist als all die Farben des Bäumchens und noch strahlender als seine Lichtlein!“

Das Schühlein der Fremden.

Novelle von Maja Matthey, Zürich.

II.

„Heute hat es der Nachbar streng,“ sprach Frau Schnädbergans vor sich hin, als sie hörte, wie seit dem frühen Morgen des Hämmerlein in des Meisters Werkstatt nicht zur Ruhe kam. „Mit der Brautenschaft muß nicht alles seine Richtigkeit haben,“ kombinierte sie, „sonst würde er nicht schaffen wie wild!“

Sie schritt ganz dicht an die Grenze ihres Gartenlandes und hob sich auf die Zehen empor, um dem Nachbar ins Fenster zu sehen. Aber wie sie auch ihren dünnen Hals recken und drehen mochte, sie fand in dem verhangenen Glas kein Ritzlein für ihre Augen. Vorsichtig zog sie sich von ihrem Späherposten zurück, ging ein paarmal die Erbsenbeete entlang und las von den Kohlköpfen ein Käuplein ab. Sie tat es unwirksam und nicht, wie sonst, getragen von einem satten Stolz über das gute Wachstum ihrer Gemüsearten.

Endlich mußte ihr eine erlösende Idee gekommen sein. Ihre breiten Züge hellten sich auf, und hurtig stieg sie in die Kammer und kam mit einem zerrissenen Schuh ihres Dirnleins in der Hand wieder herunter. Ein paarmal strich sie sich die gestärkte Schürze glatt, fuhr sich mit der angenehmen Handfläche über den Haarscheitel, und dann ging sie ins Nachbarhaus.

Dort sprang das Hämmerlein auf dem Leder herum, als gölte es, die Schuhe eines ganzen Regimentes wahrhaftiger Eidgenossen zu besohlen.

„Guten Tag, Herr Rot!“ begann sie. „Euch fehlt es nicht an der Arbeit!“

Vorsichtig schickte sie ein paar Redensarten vor-

aus, gleichsam als Kundschafter, die ausfindig machen sollten, wie sie am leichtesten dazu kam, ihre Wißbegierde zu befriedigen.

„An der Arbeit fehlt es nicht,“ antwortete Meister Rot gleichmütig. „Wenn nur immer das Geld so einginge, wie die Arbeit!“

Frau Schnädbergans verzog ihr Gesicht. Es fiel ihr ein, daß sie mit der Bezahlung für geleistete Arbeit arg im Rückstand bei dem Meister war. Diese Erinnerung machte sie demütig, weckte zugleich aber in ihrem Innern den Groll über den Nachbar.

„Einer armen Witwe wird es schwer,“ seufzte sie, „sich und ihr Dirnlein durchzubringen!“

„Zeigt den Schaden!“ sprach gutmütig Viktor.

„Daran ist nichts mehr zu doktern,“ lachte er, als er die ausgenutzten Schühlein sah. „Die hat Euer Dirnlein zu Schanden gesprungen!“

Er warf das Schuhzeug zum alten Leder. Frau Schnädbergans schlug die Hände über dem Kopf zusammen und fing ein Lamento an. Gelassen ließ Viktor sein Hämmerlein springen. Das war, als schlug es den Taft zu den Klagen der Nachbarin.

„Man merkt, daß Ihr unverheiratet seid! Nun kommt es auch für Euch anders, da erfahrt Ihr, was es kostet, sich und die Familie durchs Leben zu bringen!“

Viktor Rot bemerkte ihren lauernden Blick und wußte sich ihren Besuch zu erklären. Es fiel ihm ein, was er ihr gestern zum Scherz zugerufen hatte.

„Wenn das Ursula erfährt!“

Es schoß ihm heiß in die Schläfen. Besonders das von der Witwe oder der Ledigen machte ihm

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.